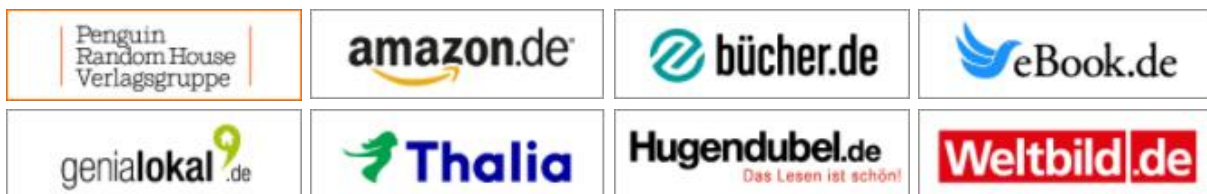


Leseprobe

Damon Galgut
Der gute Doktor
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 288

Erscheinungstermin: 01. August 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Booker-Preisträger 2021 Damon Galgut (»Das Versprechen«) erzählt eine intensive Geschichte über eine Freundschaft, die von Verrat überschattet wird. Ein großer Roman über die Hoffnungen und Enttäuschungen Südafrikas nach der Apartheid. »Damon Galgut ist die starke, frische Stimme der südafrikanischen Literatur.« *The Observer*

In einem halb verlassenen Krankenhaus tief in den ehemaligen Homelands von Südafrika fristet Frank Eloff ein ereignisloses Dasein. Als der junge Arzt Laurence Waters auftaucht, um hier sein freiwilliges Jahr zu absolvieren, begegnet ihm Frank sofort mit Misstrauen. Laurence ist das komplette Gegenteil von Frank: jung, optimistisch und beseelt von einem naiven Idealismus, der nie an der Realität getestet wurde. Er erkennt nicht, dass an diesem gottverlassenen Ort unter der friedlichen Oberfläche tödliche Spannungen brodeln – und beschwört eine Katastrophe herauf ...



Autor

Damon Galgut

Damon Galgut, 1963 in Pretoria geboren, zählt zu den renommiertesten Autoren Südafrikas. Sein jüngster Roman »Das Versprechen« wurde mit dem Booker Prize 2021 ausgezeichnet, einem der bedeutendsten internationalen Literaturpreise. Bereits zwei Mal stand Galgut mit »Der gute Doktor« (2005) und »In fremden Räumen« (2010) auf der Shortlist für diesen Preis. Auch seine Romane »Der Betrüger« und »Arktischer Sommer« wurden für zahlreiche Literaturpreise nominiert. Sein

Damon Galgut

Der gute Doktor

Roman

Aus dem südafrikanischen Englisch
von Thomas Mohr

btb

*Hunderte von Werst
öder, eintöniger, verbrannter Steppe
können einen nicht so in Trübsinn stürzen
wie ein Mensch, der dasitzt, redet,
und niemand weiß, wann er geht.*

ANTON TSCHECHOW

ANMERKUNG DES AUTORS

Die Homelands Südafrikas waren verarmte und unterentwickelte Landstriche, die das Apartheidregime den verschiedenen schwarzen »Nationen« zur »Selbstbestimmung« überließ.

ALS ICH IHN DAS ERSTE Mal sah, dachte ich: *Der macht's nicht lange.*

Ich saß spätnachmittags im Ärztezimmer, da stand er plötzlich in der Tür. Er hatte eine Reisetasche in der Hand und trug leger Jeans und ein braunes Hemd unter seinem weißen Kittel. Er wirkte jung, verloren und leicht verwirrt, aber das war nicht der Grund, weshalb mir dieser Gedanke kam. Es lag an etwas anderem, und es stand ihm förmlich ins Gesicht geschrieben.

»Hallo ...?«, sagte er. »Ist das hier das Krankenhaus?«

Seine Stimme war erstaunlich tief für einen so großen, dünnen Mann.

»Kommen Sie rein«, sagte ich. »Stellen Sie Ihre Tasche ab.«

Er kam herein, doch statt die Tasche abzustellen, presste er sie an sich und betrachtete die rosa Wände, die leeren Stühle, den staubbedeckten Schreibtisch in der Ecke und die welken Topfpflanzen, die ihre Köpfe hängen ließen. Er glaubte wohl, es müsse sich um einen Irrtum handeln. Er tat mir leid.

»Ich bin Frank Eloff«, sagte ich.

»Laurence Waters.«

»Ich weiß.«

»Ach ja ...?«

Es schien ihn zu erstaunen, dass er erwartet wurde, dabei schickte er schon seit Tagen Faxe, die seine Ankunft avisierten.

»Wir teilen uns ein Zimmer«, erklärte ich ihm. »Ich zeige es Ihnen.«

Das Zimmer lag in einem anderen Flügel. Wir mussten die Grünfläche gleich neben dem Parkplatz überqueren. Obwohl er denselben Weg gekommen sein musste, betrachtete er den Pfad durch das hohe Gras und die zerzausten Bäume, die schwer an ihren Blättern trugen, als sähe er sie zum ersten Mal.

Wir gingen den langen Flur entlang zum Zimmer. Bis heute hatte ich allein darin gewohnt. Zwei Betten, ein Schrank, ein kleiner Teppich, ein Druck als Wandschmuck, ein Spiegel, ein grünes Sofa, ein niedriger Couchtisch aus Furnierholz, eine Lampe. Die Standardeinrichtung. Die wenigen bewohnten Zimmer sahen alle gleich aus, wie in einem tristen, trostlosen Hotel. Allein im Arrangement der Möbelstücke zeigte sich eine Spur Individualität, obgleich ich mir bis vor zwei Tagen, als das andere Bett hinzugekommen war, nicht die Mühe gemacht hatte, etwas umzustellen. Ich hatte auch nichts hinzugefügt. Das schäbige, schmucklose Mobiliar war völlig unpersönlich. Vor diesem neutralen Hintergrund hätte selbst eine Tischdecke verräterisch gewirkt.

»Sie schlafen da drüben«, sagte ich. »Im Schrank ist noch Platz. Hier ist das Bad.«

»Hmm. Ja. Ist gut.« Doch seine Tasche stellte er immer noch nicht ab.

Ich hatte erst vor zwei Wochen erfahren, dass ich mein Zimmer mit ihm teilen musste. Dr. Ngema hatte mich zu sich zitiert. Ich war zwar nicht sonderlich erfreut, sagte aber auch nicht Nein. Und freundete mich, zu meinem größten Erstaunen, im Lauf der Zeit mit dem Gedanken an. Es war vielleicht doch gar nicht so schlecht. Ein bisschen Gesellschaft konnte

weiß Gott nicht schaden, und gesetzt den Fall, wir kamen miteinander aus, würde sich mein Leben dadurch eventuell auf angenehme Weise ändern. Und so sah ich seiner Ankunft mit Vorfreude und Neugierde entgegen. Um ihm das Gefühl zu geben, willkommen zu sein, schob ich das neue Bett unters Fenster und bezog es frisch. Ich räumte ein paar Schrankfächer leer. Ich fegte und putzte, was ich sonst nur selten tat.

Aber jetzt, wo er hier stand, erkannte ich an seinem Blick, dass meine Bemühungen fruchtlos geblieben waren. Das Zimmer war hässlich und kahl. Und Laurence Waters sah ganz anders aus als das Bild, das ich mir von ihm gemacht hatte. Ich weiß nicht, was ich mir vorgestellt hatte, aber gewiss nicht diesen unscheinbaren, beigehäutigen jungen Mann, fast noch ein Kind, der endlich seine Tasche abstellte.

Er nahm seine Brille ab und polierte sie mit seinem Ärmel. Dann setzte er sie wieder auf und sagte müde: »Ich verstehe das nicht.«

»Was?«

»Das alles hier.«

»Das Krankenhaus?«

»Nicht nur das Krankenhaus. Ich meine ...« Er machte eine weit ausholende Bewegung. Er meinte die Stadt draußen vor den Mauern rings um das Krankenhaus.

»Sie wollten doch unbedingt hierher.«

»Aber da wusste ich noch nicht, wie es hier ist. Warum?«, fragte er mit jähem Nachdruck. »Ich verstehe das nicht.«

»Darüber reden wir später. Ich bin im Dienst, ich muss wieder an die Arbeit.«

»Und ich muss Dr. Ngema sprechen«, entgegnete er schroff.
»Sie erwartet mich.«

»Machen Sie sich deswegen mal keine Sorgen. Das hat Zeit bis morgen früh. Nur keine Eile.«

»Und was soll ich jetzt tun?«

»Was Sie wollen. Auspacken, sich einrichten. Sie können natürlich auch mitkommen und mir Gesellschaft leisten. Ich habe in zwei Stunden Dienstschluss.«

Ich ließ ihn allein und ging zurück ins Ärztezimmer. Er war bestürzt und niedergeschlagen. Ich konnte das gut nachvollziehen. Mir war es ebenso ergangen, als ich hierhergekommen war. Man hatte bestimmte Erwartungen, und dann kam alles ganz anders.

Man erwartete ein modernes Krankenhaus – klein, aber fein, von reger Betriebsamkeit erfüllt – in einem belebten Ort in der Provinz. Dies war immerhin die Hauptstadt eines früheren Homelands, also erwartete man – ungeachtet der Moral der Politik, der sie ihren Aufstieg verdankte – Beamte, Händler, Menschen überall, ein einziges Kommen und Gehen. Wenn man von der Grenzstraße abbog und stattdessen eine der kleineren Zufahrtstraßen nahm, sah die Stadt, von weitem, eigentlich immer noch aus wie erwartet. Die Hauptstraße führte ins Zentrum, wo der Brunnen und die Statue standen, mit den Fensterfronten, Gehsteigen und Straßenlaternen und all den anderen Häusern und Gebäuden. Alles wirkte sauber, ordentlich und adrett. Hier ließ es sich aushalten.

Doch wenn man schließlich da war, sah man, wie es wirklich war, das erste Anzeichen nichts weiter als ein störendes Detail: ein Riss, der sich durch eine sonst makellose Mauer zog, oder die zerbrochenen Fensterscheiben eines Bürogebäudes. Oder der Umstand, dass der Brunnen trocken war und voller Sand. Und man hielt inne, schaute sich – erfüllt von einer dunklen

Ahnung – um, und mit einem Mal stand einem alles klar vor Augen. Das Unkraut in den Fugen zwischen den Gehsteigplatten und Ziegelsteinen, das Gras, das hier und da die Fahrbahn überwucherte, die durchgebrannten Lampen und leer stehenden Ladenlokale hinter kahlen Schaufenstern, der Schimmel, die Feuchtigkeit, die blätternde Farbe, die Stockflecken überall, der schleichende Verfall von Bauten, hier im Kleinen, dort im Großen. Und plötzlich wusste man nicht mehr, wohin man geraten war.

Und nirgends gab es Menschen. Das fiel einem als Letztes auf, und plötzlich wurde einem klar, dass dies der eigentliche Grund war für das dumpfe, ungute Gefühl, das einen von Anfang an beschlichen hatte: Die Stadt war verlassen. Zwar rollte dann und wann ein Auto langsam eine Seitenstraße entlang, stand hier ein Uniformierter auf dem Gehsteig, krauchte da eine Gestalt über ein verwildertes Grundstück, aber im Großen und Ganzen war die Stadt verlassen. Unbewohnt. Keine Menschenmassen, kein Kommen und Gehen.

Eine Geisterstadt.

»Als ob hier etwas Schreckliches passiert wäre«, sagte Laurence. »So kommt es einem vor.«

»Ja, aber das stimmt nicht. Ganz im Gegenteil. Hier ist noch nie etwas passiert. Und hier wird auch nie etwas passieren. Genau da liegt das Problem.«

»Und warum ...?«

»Warum was?«

»Nichts. Bloß warum.«

Er wollte sagen: *Warum gibt es sie dann überhaupt?* Und das war die eigentliche Frage. Diese Stadt war nicht auf natürlichem Wege und aus den üblichen Gründen entstanden, aus

denen sich Menschen irgendwo ansiedeln, wie zum Beispiel ein Fluss in trockener Umgebung, eine Goldader oder ein historisches Ereignis. Diese Stadt war am Reißbrett entworfen worden, von bösen Bürokraten aus der Großstadt, die vermutlich niemals hier gewesen waren. Das ist unser Homeland, sagten sie, und zeichneten die Grenzen in eine Karte ein, und wo soll nun die Hauptstadt hin? Warum nicht gleich hier in die Mitte? Sie machten ein Kreuz mit rotem Filzstift, und alle waren hochzufrieden, schickten nach den Staatsarchitekten und beauftragten sie mit den Plänen für die neue Stadt.

Laurence Waters' Verwirrung war also keineswegs ungewöhnlich. Ich kannte sie aus eigener Erfahrung. Und deshalb wusste ich auch, dass sie vorübergehen würde. In ein oder zwei Wochen würde sie anderen Gefühlen weichen: Verdrossenheit, zum Beispiel, oder Unmut, Zorn. Der sich früher oder später wiederum in Resignation verwandeln würde. Und nach zwei, drei Monaten würde Laurence, genau wie wir anderen, seine Strafe still erdulden und insgeheim Fluchtpläne schmiedeten.

»Aber wo sind sie alle?«, fragte er, eher an die Decke als an mich gerichtet.

»Wer?«

»Die Menschen.«

»Da draußen«, sagte ich. »Wo sie leben.«

Das war Stunden später, abends in meinem oder, besser, unserem Zimmer. Ich hatte eben das Licht ausgemacht und versuchte zu schlafen, als seine Stimme aus der Dunkelheit kam.

»Und warum leben sie da draußen? Warum sind sie nicht hier?«

»Was haben wir ihnen hier denn schon zu bieten?«

»Alles. Auf der Fahrt hierher habe ich das Land gesehen. Da draußen gibt es nichts. Keine Hotels, keine Geschäfte, keine Restaurants, keine Kinos ... Nichts.«

»Das brauchen sie alles nicht.«

»Und das Krankenhaus? Brauchen sie das etwa auch nicht?«

Ich stützte mich auf einen Ellbogen. Er rauchte eine Zigarette, die Spitze glomm bei jedem Zug rot auf. Er lag auf dem Rücken und starrte an die Decke.

»Laurence«, sagte ich. »Ich will Ihnen etwas verraten. Das hier ist kein Krankenhaus. Sondern ein Witz. Erinnern Sie sich an die letzte Stadt, durch die Sie auf der Fahrt hierhergekommen sind, eine knappe Stunde entfernt? Da steht das richtige Krankenhaus. Da gehen die Leute hin, wenn sie krank sind. Und nicht hierher. Hier gibt es nichts. Hier sind Sie falsch.«

»Das glaube ich nicht.«

»Wenn ich es Ihnen sage.«

Die rote Glut hing einen Moment lang reglos in der Luft, glomm auf, erlosch, glomm auf, erlosch. »Aber die Menschen verletzen sich und werden krank. Brauchen sie denn keine Hilfe?«

»Was, glauben Sie, bedeutet ihnen diese Stadt? Hier hatte die Armee ihr Hauptquartier. Hier lebte ihr Marionettendiktator. Sie hassen diese Stadt.«

»Sie reden von Politik«, sagte er. »Aber das ist doch alles längst vorbei. Es spielt keine Rolle mehr.«

»Was vorbei ist, ist noch lange nicht vergessen.«

»Das ist mir egal. Ich bin Arzt.«

Ich lag da und beobachtete ihn eine Weile. Nach ein paar Minuten drückte er die Zigarette auf dem Fenstersims aus und warf die Kippe hinaus. Dann murmelte er ein oder zwei Wör-

ter, die ich nicht verstand, gestikulierte, seufzte und war im Nu eingeschlafen. Die Spannung wich aus seinem Körper, und sein Atem ging regelmäßig.

Aber ich konnte nicht schlafen. Es war Jahre her, dass ich zuletzt mit einem anderen Menschen im selben Zimmer übernachtet hatte. Und ich dachte – absurderweise, denn er bedeutete mir nichts – an eine längst vergangene Zeit, als mir die Vorstellung, dass jemand im Dunkeln dicht neben mir schlief, Beruhigung und Trost gewesen war. Ich hatte mir nichts Schöneres vorstellen können. Und jetzt machte mich dieser andere atmende Körper hellhörig, nervös und irgendwie auch wütend, so dass es Stunden dauerte, bis die Müdigkeit mich übermannte und ich endlich die Augen schließen konnte.

WIR WAREN LANGE NUR ZU siebt gewesen: Tehogo und das Küchenpersonal, Dr. Ngema, die Santanders und ich. Früher war das anders. Bei meiner Ankunft hatten noch eine indische Ärztin und ein Weißer aus Kapstadt hier gearbeitet. Die Frau ging kurz darauf fort, und der Mann heiratete und zog ins Ausland. Damals hatten wir auch vier oder fünf Pfleger und Schwestern, die inzwischen jedoch, mit Ausnahme Tehogos, allesamt versetzt oder entlassen worden waren. Für die wenigen Notfälle, die wir zu behandeln hatten, waren wir einfach zu viele. Wenn jemand uns verließ, wurde er nicht ersetzt; die dadurch entstandene Lücke wurde lediglich notdürftig geschlossen und gesichert, als Bastion gegen den endgültigen Zusammenbruch.

Insofern war es mir ein Rätsel, was Laurence bei uns wollte. Ich kam beim besten Willen nicht dahinter. Als Dr. Ngema mir erzählte, dass ein junger Arzt seinen Sozialdienst bei uns absolvieren werde, hielt ich das zunächst für einen Scherz. Ich hatte vom Sozialdienst – einem neuen staatlichen Programm zur personellen Aufstockung sämtlicher Krankenhäuser des Landes – gehört. Aber dafür waren wir eigentlich viel zu unbedeutend.

»Warum?«, fragte ich. »Wir brauchen niemanden.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich habe auch niemanden angefordert. Er wollte zu uns.«

»Im Ernst? Aber warum?«

»Keine Ahnung.« Sie starrte ratlos auf ein Fax, das sie bekommen hatte. »Uns bleibt nichts anderes übrig, Frank. Wir müssen ihn irgendwo unterbringen.«

»Na und?«, entgegnete ich achselzuckend. »Das ist nicht mein Problem.«

Seufzend blickte Dr. Ngema auf. »Ich fürchte, doch«, sagte sie. »Ich muss ihn in Ihrem Zimmer einquartieren.«

»Was?«

So etwas hatte es noch nie gegeben. Sie bemerkte meine bestürzte Miene.

»Es ist doch nur vorübergehend, Frank. Wenn die Santanders fortgehen, kann er ihr Zimmer haben.«

»Aber... es steht doch ein ganzes Stockwerk leer. Warum kann er denn nicht da einziehen?«

»Weil die Zimmer nicht möbliert sind. Das Einzige, was ich zu bieten habe, ist ein Bett. Weder Tische noch Stühle... Und irgendwo muss er schließlich sitzen. Bitte, Frank. Es ist nicht schön, ich weiß. Aber einer muss in den sauren Apfel beißen.«

»Und warum ausgerechnet ich?«

»Wer denn sonst, Frank?«

Das war als rhetorische Frage gemeint. Aber es gab noch ein zweites Zimmer, am Ende des Flurs, über das sie hätte verfügen können.

»Tehogo«, sagte ich.

»Frank. Sie wissen doch, dass das nicht geht.«

»Warum nicht?«

Sie rutschte auf ihrem Stuhl verlegen hin und her und erhob kaum merklich die Stimme. »Frank. Frank. Was soll ich denn

machen? Bitte. Ich lasse mir was einfallen, Ehrenwort. Aber ich kann ihn ja wohl schlecht auf die Straße setzen.«

»Das brauchen Sie ja auch nicht. Sie könnten sich das Zimmer doch teilen.«

»Aber ... Tehogo ist kein Arzt, Sie schon. Und ich halte es für sinnvoller, wenn zwei Ärzte sich ein Zimmer teilen.«

Was sie eigentlich sagen wollte, blieb unausgesprochen. Es ging nämlich keineswegs darum, dass Laurence Waters und ich Ärzte waren. Es hatte vielmehr damit zu tun, dass wir beide weiß waren und deshalb zusammen in ein Zimmer gehörten.

Als der Wecker mich am nächsten Morgen aus dem Schlaf riss, saß Laurence bereits angezogen auf der Kante seines Bettes und rauchte eine Zigarette.

»Ich möchte Dr. Ngema sprechen«, sagte er ohne Umschweife.

»Die werden Sie schon noch früh genug kennen lernen. Keine Panik.«

»Ich gehe besser rüber in ihr Dienstzimmer. Sie brauchen mich nicht hinzubringen. Ich finde den Weg auch allein.«

»Es ist sechs Uhr morgens, sie ist noch nicht da. Nur die Ruhe, junger Mann, entspannen Sie sich. Warum gehen Sie nicht erst mal unter die Dusche?«

»Ich habe schon geduscht.«

Der Badezimmerfußboden stand unter Wasser, er hatte sein nasses Badetuch über die Tür gehängt. Im Waschbecken klebten Bartstoppeln und Rasierschaum. Meine Laune sank, als ich hinter ihm aufräumte, und erreichte ihren Tiefpunkt, als ich die Tür aufmachte und feststellen musste, dass das Zimmer völlig verraucht war. Er lief ziellos auf und ab und paffte dabei nach-

denklich vor sich hin. Als ich hustete, drückte er die Zigarette wie am Abend zuvor auf dem Fenstersims aus und warf die Kippe hinaus.

»Würden Sie das bitte lassen? Das gibt ja überall Brandflecke.«

»Hier ist kein Aschenbecher. Ich habe überall nachgesehen.«

»Den müssen Sie sich schon selbst besorgen. Ich rauche nicht.«

»Eine ekelhafte Angewohnheit, ich weiß, ich sollte dringend aufhören.« Er blickte fieberhaft um sich und sank dann aufs Bett. »Sind Sie so weit?«

»Ich bin noch nicht angezogen, Laurence. Warum hetzen Sie eigentlich so? Es gibt wahrhaftig keinen Grund zur Eile.«
»Ach nein?«

Ich zog mich langsam an und beobachtete ihn. Er sah nur alle paar Sekunden zu mir herüber und wandte dann sofort wieder den Blick, gefesselt von irgendeinem nebensächlichen Detail, zumeist draußen vor dem Fenster. Er wirkte aus unerfindlichen Gründen zerstreut und angespannt, ein Zustand, der mir mit der Zeit immer vertrauter wurde, den ich an jenem ersten Tag jedoch als seltsam und beunruhigend empfand.

Schließlich war ich fertig. »Na schön«, sagte ich. »Gehen wir. Aber, Laurence ... Ihr weißer Kittel. So etwas tragen wir hier eigentlich nicht.«

Er zögerte einen Augenblick, zog ihn aber nicht aus. Ich schloss ab, und wir gingen den Fußweg unter dem schweren Blätterbaldachin entlang, während das Licht ringsum greller wurde. Ich spürte, wie sehr es ihn zum Haupthaus, zu Dienst und Dienstzimmer drängte, doch ich führte ihn über einen Nebenweg zum Frühstücksraum. Der Speisesaal befand sich,

wie auch die Küche und die inzwischen nahezu verlassenem Unterkünfte des Koch- und Reinigungspersonals, im dritten Gebäude des Krankenhauses. Eine Hälfte des langen Saales diente als Aufenthaltsraum, in der anderen stand ein großer, rechteckiger Tisch mit einer schmutzigen Decke darauf.

Ich machte Laurence mit Jorge und Claudia Santander bekannt; sie starrten ihn entgeistert an.

»Sie sind ... neu?«, fragte Jorge.

»Ja, Sozialdienst. Ein Jahr.«

»Entschuldige«, sagte Claudia, »was für ein Dienst?«

»Das ist ein staatliches Programm«, erklärte ich. »Alle frischgebackenen Ärzte müssen es absolvieren. Wenn sie ihre Ausbildung beendet haben.«

»Aha. Aha.« Trotzdem schauten sie ihn verblüfft an. Sie hatten viele gehen, aber noch nie jemanden kommen sehen.

Schweigen trat ein. Zwar hatte ich mich in Gegenwart der Santanders noch nie recht wohl gefühlt, doch Laurence, der während des gesamten Frühstücks zappelte und seinen Toast auf dem Teller hin und her schob, ohne ihn zu essen, machte alles noch viel schlimmer. Er versuchte halbherzig, ein Gespräch in Gang zu bringen, und dann sprach niemand mehr ein Wort. Nur noch das Klappern der Teller, das Klirren des Bestecks und das Gelächter aus der Küche waren zu hören, bis die Santanders schließlich aufstanden und gingen.

Er und ich blieben allein zurück und starrten zur anderen Hälfte des langen Saals, wo eine Tischtennisplatte, ein Schwarzweißfernseher und ein Regal mit alten Zeitschriften und Brettspielen standen.

Ich glaube, allmählich schwante ihm, wohin es ihn verschlagen hatte. Seine manische Ruhelosigkeit war mit einem Mal

wie weggeblasen. Als er aufgegessen hatte, zündete er sich die nächste Zigarette an, doch statt daran zu ziehen, stierte er bloß in die Ferne, während der Rauch langsam zur Decke stieg.

Später gingen wir zusammen ins Haupthaus hinüber. Obwohl Claudia Santander Dienst hatte und eigentlich auch Tehogo hätte da sein müssen, war das Ärztezimmer leer. Wir tranken schweigend eine Tasse Kaffee und warteten auf Dr. Ngema. Ich hatte Jahre meines Lebens damit verbracht, hier zu sitzen und bittersaures Koffein zu schlürfen. Eine kaputte Uhr hing stumm an der Wand. Die Zeiger standen bis in alle Ewigkeit auf zehn vor drei. Die Dartscheibe an der Tür war das Einzige, was seit meiner Ankunft hinzugekommen war. Ich hatte sie eines Sonntags aus dem Aufenthaltsraum geholt, um mir ein paar öde Stunden zu vertreiben. Aber nachdem man mit dem Pfeil soundso oft auf die Scheibe geworfen hatte, verlor die Sache rasch ihren Reiz.

Dr. Ngema kam pünktlich um neun. Sie machte ihren täglichen Rundgang durch die Station. Das ließ sie sich nicht nehmen, selbst wenn wir – wie an den meisten Tagen – keinen einzigen Patienten hatten. Es gab immer etwas zu besprechen, und sei es noch so nebensächlich und belanglos, wie etwa Fragen zum Tagesablauf oder zum allgemeinen Procedere. Heute hatten wir zufällig gleich zwei Patienten.

In der Tür blieb sie stehen, und ihr Blick wanderte unwillkürlich zu Laurence' blendend weißem Kittel. Er war aufgestanden und streckte ihr lächelnd die Hand hin.

»Ich bin Laurence Waters.«

Sie schüttelte ihm verwirrt die Hand. »Ach ja«, sagte sie, »richtig. Wann sind Sie angekommen?«

»Gestern. Gestern Abend. Ich wollte mich Ihnen auch gleich vorstellen, aber Frank meinte ...«

»Es war schon ziemlich spät«, fuhr ich dazwischen. »Deshalb habe ich ihm geraten, bis heute zu warten.«

»Ja«, sagte Dr. Ngema. »Ja.« Sie nickte energisch.

Schweigen. Laurence stand mit einem breiten, erwartungsfrohen Grinsen und glänzenden Augen da und brannte offenbar darauf, dass endlich etwas passierte. Alles andere – seine Ankunft, die Warterei, unsere Gespräche – war nur die Overtüre gewesen. Er hatte die Chefin kennen gelernt, und nun erwartete ihn ein sinnvolles Leben mit Rechten und Pflichten.

Doch Dr. Ngema sah sich stirnrunzelnd um. »Wo ist Tehogo?«, fragte sie.

»Keine Ahnung. Noch nicht da.«

»Aha. Na, dann ... Gehen wir?«

Ich ging neben, Laurence hinter ihr. Unsere Schritte hallten gewichtig durch die leeren Räume. Beide Patienten lagen im ersten Krankensaal, der als einziger noch in Betrieb war. Er lag zwei Türen weiter auf demselben Flur. Der erste Raum, an dem man auf dem Weg dorthin vorbeikam, war die Chirurgie, wo sämtliche Untersuchungen und Operationen durchgeführt wurden. Sie war verschlossen. Die nächste Tür rechts führte in den Krankensaal. Er sah aus wie ein ganz normales Zimmer in einem ganz normalen Krankenhaus. Je eine Reihe Betten links und rechts, Vorhänge, fahles Neonlicht.

Wir versammelten uns um das Bett des ersten Patienten, eines jungen Mannes Anfang zwanzig, der illegal zu Fuß ins Land gekommen war. Da wir uns in Grenznähe befanden, bekamen wir solche Fälle häufiger herein: Menschen, die ohne Geld oder Nahrung weite Strecken zurückgelegt hatten. Der

Grenzübertritt war gefährlich. Dieser junge Mann hatte es zwar geschafft, dabei aber einen schlimmen Sonnenbrand davongetragen. Er war völlig dehydriert, und seine Füße waren blutig. Er wurde intravenös versorgt und schien sich gut zu erholen. Er sprach kein Wort und starrte uns aus großen, angst-erfüllten Augen an.

»Sein Blutdruck liegt bei hundertdreißig zu achtzig. Wann hat Tehogo sein Krankenblatt ausgefüllt?«

»Keine Ahnung.«

»Er muss die Uhrzeit mit eintragen. Und zwar leserlich. Würden Sie ihm das bitte sagen? Frank, er hat ein wenig erhöhte Temperatur. Aber er kann schon wieder Wasser lassen. Was schlagen Sie vor?«

»Versuchen wir es morgen früh mit fester Nahrung.«

»Sehr gut. Würden Sie das bitte auch an Tehogo weitergeben?«

»Wird gemacht.«

»Wann, glauben Sie, können wir ihn entlassen?«

»Er erholt sich gut«, sagte ich. »Übermorgen.«

Dr. Ngema nickte. Obwohl wir nicht befreundet waren – sie hatte keine Freunde –, fragte sie mich vor den anderen stets nach meiner Meinung. Wir hatten ein so genanntes »gutes Arbeitsverhältnis«.

Nun traten wir ans Bett des anderen Patienten, einer Frau, die vor einigen Tagen von ihrem Mann mit großen Schmerzen eingeliefert worden war. Es war der Blinddarm, er drohte durchzubrechen, und Dr. Ngema hatte sofort operiert. Appendizitis war ein Notfall ganz nach unserem Geschmack: leicht zu diagnostizieren und einfach zu behandeln, im Rahmen unserer Möglichkeiten.

Die meisten Eingriffe wurden von Dr. Ngema persönlich vorgenommen, obwohl ihre Hand bisweilen merklich zitterte und ihre Sehkraft sehr zu wünschen übrigließ. Aus ganz eigen-nützigen Gründen war ich bestrebt, so viele OPs wie möglich durchzuführen, musste mich zumeist jedoch mit kleineren Ein-griffen zufriedengeben. Das wurmte mich, aber da ich mir mei-nen Unmut unter keinen Umständen anmerken lassen durfte, schluckte ich meinen Ärger immer wieder hinunter.

Zum Beispiel heute Morgen. Ich sah sofort, dass mit die-ser Patientin etwas nicht stimmte – sie war schwach, und eine rasche Untersuchung ergab einen geblähten Unterleib –, doch war dies weder die Zeit noch der Ort für übertriebene Offen-heit. Dr. Ngema reagierte empfindlich auf Kritik, aber das war nicht das einzige Problem. Wenn etwas nicht in Ordnung war, mussten wir die Patientin in die große Klinik in der nächsten Stadt bringen, die materiell und personell zwar weitaus besser ausgestattet war als wir, aber auch eine gute Stunde entfernt lag. In Extremfällen, in denen wir wirklich nichts mehr machen konnten, waren wir verpflichtet, die Patienten weiterzugeben, was wir jedoch tunlichst zu vermeiden suchten, weil sich die ohnehin begrenzten Mittel, die wir vom Staat bekamen, nur schwer rechtfertigen ließen, wenn uns ein Fehler unterlief.

»Wir sollten sie noch ein paar Tage dabehalten«, sagte ich.

»Zur Beobachtung.«

Dr. Ngema nickte schwerfällig. »Ist gut.«

»Er suppt«, sagte Laurence.

Wir sahen ihn an.

»Der Stumpf suppt«, sagte er. »Sehen Sie hier. Das Abdo-men ist aufgebläht. Und reagiert auf Druck mit Schmerzen. Das geht nicht lange gut.«

Wir schwiegen, und der keuchende Atem der Frau im Bett erfüllte die Stille.

»Laurence«, rief ich ihn mit scharfer Stimme zur Ordnung, doch mehr als sein Name wollte mir nicht über die Lippen. Er hatte Recht, und das wussten wir, und dass er es ausgesprochen hatte, genügte, um uns zu beschämen.

»Ja«, sagte Dr. Ngema schließlich. »Ja. Das ist wohl nicht zu übersehen.«

»Was soll ich tun?«, fragte ich.

»Bringen Sie sie in die Stadt. Ich übernehme so lange Ihren Bereitschaftsdienst. Es ist besser, wenn wir ..., ja. Ja. So machen wir's.«

Sie sprach ruhig und beherrscht, aber die Stimmung war alles andere als heiter. Als sie auf dem Absatz kehrtmachte und in ihr Dienstzimmer zurückging, setzte ich mich nicht neben sie, wie sonst, sondern hinkte einen Schritt hinterher.

Laurence nahm meinen gewohnten Platz ein.

»Dr. Ngema«, sagte er. »Kann ich Sie einen Moment sprechen? Ich möchte wissen, was von mir erwartet wird.«

»Wie meinen Sie das?«

»Was sind meine Aufgaben?«, fragte er voller Tatendrang. »Ich möchte mich gern so schnell wie möglich nützlich machen, wissen Sie.«

Sie gab ihm zunächst keine Antwort, aber an der Tür zu ihrem Dienstzimmer drehte sie sich zu ihm um. »Sie fahren mit Frank«, sagte sie. »Vielleicht lernen Sie etwas dabei.«

»Ist gut.«

»Ja«, sagte sie. »Frank ist ein sehr erfahrener Arzt. Und von Menschen mit Erfahrung ... kann man sehr viel lernen.«

So scharfe Worte hatte ich von ihr noch nie gehört, doch er

